

## „DER MITDENKENDE LESER“

### Überlegungen zum antiken Rätselepigramm

LESSING hat in seinen ‚Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm‘ von 1771 eine viel beachtete Definition der Gattung formuliert<sup>1</sup>. Der Aufbau eines Epigramms soll demnach zweigeteilt sein: der erste Teil konfrontiert den Leser mit einer in sich unvollständigen Information und erzeugt so eine Erwartung, die dann im zweiten Teil des Epigramms durch eine weitere Information befriedigt wird. Die These von ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘<sup>2</sup> hat Wesentliches zum Verständnis des Epigramms beigetragen, ist aber auch heftig kritisiert worden. Schon HERDER hat das Strukturprinzip von ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘ als definitorisch einzig gültiges Kennzeichen des Epigramms abgelehnt, weil das Epigramm weit mehr leisten könne als nur das Erwecken und Befriedigen von ‚Erwartung‘ oder ‚Neugier‘. Die Worte ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘ müßten in solche verwandelt werden, die „mehrere Empfindungen in sich fassen und eine tiefere Befriedigung nicht ausschließen“. Diese Worte seien, so lautet HERDERS terminologischer Gegenvorschlag, ‚Darstellung‘ und ‚Befriedigung‘<sup>3</sup>.

Woher rühren so unterschiedliche Auffassungen über das Wesen des Epigramms? Die Tatsache, daß LESSING einen engeren, HERDER einen weiteren Epigramm-Begriff vertritt, folgt in erster Linie aus den verschiedenen Untersuchungsgegenständen der beiden Dichtungstheoretiker: LESSINGS These beruht im Kern auf einer Analyse des römischen Epigramms unter Engführung auf die Werke Martials. HERDER dagegen ging von den Epigrammen der *Anthologia Graeca* aus, einer Sammlung mit mehreren tausend Epigrammen ganz verschiedener Autoren, deren Datierung von

<sup>1</sup> Die ‚Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten‘ von 1771 von G. E. LESSING sind im Folgenden nach der Ausgabe von 1996 zitiert, S. 420–529.

<sup>2</sup> So z. B. LESSING ([1771] 1996) 427. – Mögliche englische Entsprechungen sind ‚set-up‘ und ‚explanation‘; s. SULLIVAN (1991) 223.

<sup>3</sup> HERDER, *Zerstreute Blätter. Zweite Sammlung. Anmerkungen über das griechische Epigramm*, 1886: „Mithin werden die schönsten Worte ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘, die sich überdem nicht völlig entsprechen, auch in solche verwandelt werden müssen, die *mehrere* Empfindungen in sich fassen und eine tiefere Befriedigung nicht ausschließen. Oder das Epigramm würde zu einem ermüdenden Spiel, zu einer verfliegenden Seifenblase. Und welches wären etwa diese mehrfassenden Worte? Mich dünkt, keine andere, als ‚Darstellung‘ (Exposition) und ‚Befriedigung‘.“ (SUPHAN 15, 341). – Die entsprechenden englischen Termini sind am ehesten ‚presentation‘ und ‚release‘; s. SULLIVAN (1991) 224.

der Klassik bis in die byzantinische Zeit reicht. In der Auswahl der untersuchten Gegenstände offenbart sich zugleich ein weiterer, grundsätzlicher Unterschied zwischen LESSING und HERDER. LESSING ist in erster Linie um eine präzise Definition der Gattung ‚Epigramm‘ bemüht, und diese sieht er am reinsten im Werk des römischen Dichters Martials verwirklicht<sup>4</sup>. Ganz anders HERDER: er geht vom Primat der griechischen vor der römischen Literatur aus und sieht bei den Griechen ein „Gefühl der Humanität“ verwirklicht, das sich in der Vielfalt und Reichlichkeit der griechischen Epigramme widerspiegeln. LESSING ist, zugespitzt formuliert, an der Form des Epigramms interessiert, HERDER an seinem Gehalt<sup>5</sup>.

Mit seinen ‚Anmerkungen über das Epigramm‘ nahm LESSING an einer heftig geführten poetologischen Debatte teil<sup>6</sup>. Er kritisiert vor allem die weitverbreitete Auffassung, das entscheidende Wesensmerkmal des Epigramms sei dessen Kürze. So hatte etwa schon SCALIGER im 16. Jahrhundert argumentiert (in der ‚Poetik‘ von 1561)<sup>7</sup>. Zugleich greift LESSING aber auch, über die poetologische Diskussion der Neuzeit hinweg, direkt auf das antike Epigramm und dessen Ursprung zurück.

LESSING stellt sich die Frage, welche Verbindung denn eigentlich zwischen der ursprünglichen ‚Auf-schrift‘, dem ‚Epi-gramm‘, und dem späteren literarischen Epigramm, dem sogenannten ‚Sinngedicht‘<sup>8</sup>, bestehe. Da er das Verbindende von Aufschrift und Sinngedicht nicht auf die beiden gemeinsame Kürze reduzieren will, konzentriert er sich auf den Aufbau des Epigramms.<sup>9</sup> Er gibt zu bedenken, daß das ursprüngliche Epigramm immer zu einem Denkmal gehört habe. Ein ‚Denkmalepigramm‘ sei ohne das zugehörige Denkmal – etwa ein Grabmonument oder ein Weihgeschenk – überhaupt nicht verständlich. Erst die Verbindung von sichtbarem Gegenstand und Aufschrift ergebe ein sinnvolles und verständliches Ganzes. Der Gegenstand wecke zunächst die Neugier des Betrachters, und die Aufschrift befriedige dann diese Neugier. In derselben Weise, so folgert LESSING, könne nun auch das Sinngedicht selbst in zwei Teile zerlegt werden, und zwar so, daß der erste, Neugier weckende Teil der Funktion nach dem Monument entspreche

<sup>4</sup> Ähnlich sah LESSING die Gattung der Fabel bei Äsop in idealer Weise realisiert; dazu RIEDEL (1976) 153–179.

<sup>5</sup> Zur Kontroverse zwischen LESSING und HERDER s. CITRONI (1969) bes. 223–226; RIEDEL (1976) 198–200; LAUSBERG (1982) 84–87.

<sup>6</sup> Einen Überblick gibt LAUSBERG (1982) 78–87.

<sup>7</sup> SCALIGER folgten u. a. BOILEAU und VAVASSOR im 17. sowie BATTEUX im 18. Jahrhundert.

<sup>8</sup> ‚Sinngedicht‘ schon bei PHILIPP ZESSEN im 17. Jahrhundert und später bei LOGAU, an dem sich LESSING ([1771] 1996) 420 orientiert; s. J. und W. GRIMM, Deutsches Wörterbuch, Bd. 10/1 (1905) 1177 s.v. „Sinngedicht“: „als übersetzung von epigramm seit mitte des 17. jahrh. geläufig (zuerst bei Zesen hochd. Helikon, 1649, nachgewiesen)“.

<sup>9</sup> LESSING ([1771] 1996) 423: „Folglich aber muß es die Form sein, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Teilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Teile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Teile unfehlbar ein jedesmal machen; – in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Überschrift, oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet.“

und der zweite, Aufschluß gebende Teil die Rolle der ursprünglichen Aufschrift übernehme<sup>10</sup>:

	‚Erwartung‘	‚Aufschluß‘
<b>Inchriftliches Epigramm</b>	Denkmal	Aufschrift
<b>Literarisches Epigramm</b>	1. Teil des Epigramms	2. Teil des Epigramms

In einem solchermaßen gestalteten zweiteiligen Aufbau von ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘ sieht LESSING das Verbindende zwischen ursprünglicher Aufschrift und späterem Sinngedicht – und nicht in der bloßen Kürze des Epigramms<sup>11</sup>. Er folgert aus seinen Beobachtungen konsequent, daß alle Kurzgedichte, die nicht diesem bipartiten Muster von ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘ entsprächen, keine eigentlichen Epigramme seien. Umgekehrt sieht er dieses Konzept bei keinem anderen Dichter so stringent verwirklicht wie bei Martial, den er folglich als den Vollender der Gattung Epigramm schlechthin ansieht.

Das folgende Stück aus dem sechsten Buch Martials (6, 53) bietet ein geeignetes Beispiel, um die LESSINGSCHE Theorie nachzuvollziehen<sup>12</sup>. Das vierzeilige, im elegischen Distichon gehaltene Epigramm ist ein Spottgedicht, das thematisch zum Genre des ‚mörderischen Arztes‘ gehört<sup>13</sup>.

*Lotus nobiscum est, hilaris cenavit, et idem  
inventus mane est mortuus Andragoras.  
tam subitae mortis causam, Faustine, requiris?  
in somnis medicum viderat Hermocratem.* (T SHACKLETON-BAILEY)

Gebadet hat Andragoras mit uns und heiter gespeist, und dann  
wurde er am Morgen tot gefunden.

Nach der Ursache eines so plötzlichen Todes fragst Du, Faustinus?

Im Traum hatte er den Arzt Hermocrates gesehen. (Ü nach BARIÉ-SCHINDLER)

Das erste Distichon berichtet vom Tod eines gewissen Andragoras. Die knappe Schilderung läßt beim Leser sofort eine Reihe von Fragen entstehen: *Wer ist Andragoras? Wo ist er gestorben? Und vor allem: woran?* Die letzte Frage nach der Todesursache stellt sich besonders dringlich, denn der Tote hatte ja noch kurz zuvor mit Freunden ein gemeinsames Bad genommen (*lotus nobiscum est*) und anschließend heiter gespeist (*hilaris cenavit*), also einen „völlig normalen Tagesablauf“

<sup>10</sup> RIEDEL (1976) 183–184; LAUSBERG (1982) 84–85. – Das folgende Schema in Anlehnung an LAUSBERG (1982) 84–85.

<sup>11</sup> Dazu LAUSBERG (1982) 78.

<sup>12</sup> Das Epigramm behandeln u. a. LESSING ([1771] 1996) 515–516; PRINZ (1911) 26–27; DOLDERER (1933) 31–34; KRUISE (1941) 253–254, 271; BARWICK (1959) 34; BURNIKEL (1980) 54–64; MANS (1994) 114; WALTER (1996) 189–190; GREWING (1997) 354–358; BUSCH (1999) 402; HOLZBERG (2002) 100–101; WATSON-WATSON (2003) 286–288.

<sup>13</sup> Zum Ärztespott in Rom s. beispielsweise BRECHT (1930) 45–49 und GREWING (1997) 354 zu Martial 6, 53 sowie ausführlich 230–232 zu Martial 6, 31.

durchlebt.<sup>14</sup> Der Tod muß folglich ganz plötzlich und unerwartet eingetreten sein. Die durch die unklare Situation erzeugte ‚Erwartung‘ des Lesers erfährt nun im zweiten Distichon ihren ‚Aufschluß‘: der verstorbene Andragoras hatte im Traum den Arzt Hermocrates gesehen<sup>15</sup>. Die Pointe des Epigramms besteht darin, daß der eigentlich fürs Heilen zuständige Arzt das genaue Gegenteil seiner Kunst bewirkt und den Tod des Patienten verursacht hat, wenn auch auf höchst indirekte Art und Weise<sup>16</sup>. Das ἀπροσδόκητον vom ‚mörderischen Arzt‘ ist dabei wirkungsvoll in den letzten Vers des Gedichts verlegt. Die im vorletzten Vers eingeschobene Frage nach der Ursache des plötzlichen Todes – die dem Leser ja auch von selbst käme – hat, wie GREWING treffend bemerkt, retardierende und damit spannungssteigernde Funktion<sup>17</sup>. Der Wechsel vom Bericht zur Frage am Beginn des zweiten Distichons ist überdies ein Mittel, um die für Martial typische Zweiteilung des Epigramms auch stilistisch sichtbar werden zu lassen<sup>18</sup>.

Martials Gedicht 6, 53 ist ein ‚ideales‘ Epigramm im Sinne der LESSINGSCHEN Theorie von ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘. Zugleich werden die von HERDER hervorgehobenen Schwierigkeiten deutlich, die sich aus einer definitonischen Zuspitzung auf diesen bipartiten Strukturtyp ergeben. Denn LESSINGS Definition ist so eng gefaßt, daß – nähme man sie als maßgebend – die Masse der überlieferten

<sup>14</sup> GREWING (1997) 355. Zum Motiv ‚gestern lebendig – heute tot‘ im Epigramm vgl. beispielsweise AP 7, 519 (Kallimachos, GOW–PAGE 44) und 9, 412 (Philodem, SIDER 29).

<sup>15</sup> Vgl. die Analyse von BARWICK (1959) 34: „Die ersten zwei Verse berichten das Faktum; sie erregen die Erwartung des Lesers. Und nun kommt der Aufschluß im zweiten Teil, der eingeleitet wird durch Faustinus’ Frage nach dem Grund des so plötzlichen Todes des Andragoras. Sie wird beantwortet durch den überraschenden Aufschluß, er habe im Traum den Arzt Hermocrates gesehen.“

Martials Streben nach einem zweigliedrigen Aufbau seiner Epigramme wird durch den Vergleich mit einem Epigramm des Lukillios deutlich, das ihm ganz offensichtlich als Vorlage gedient hat: Ἐρμογένην τὸν ἰατρὸν ἰδὼν Διόφαντος ἐν ὕπνοις / οὐκέτ’ ἀνηγέρθη καὶ περιᾶμμα φέρων (AP 11, 257). Dazu BARWICK (1959) 34: „Hier [i. e. in AP 11, 257] wird nur ein Faktum berichtet; das Epigramm besteht also nur aus Erwartung. Martial hat daraus ein Epigramm mit Erwartung und Aufschluß gemacht“; ausführlich auch BURNIKEL (1980) 54–64. LESSING ([1771] 1996) 515–516 hat die beiden Epigramme zueinander in Beziehung gesetzt, jedoch in Martial den Gebenden und in Lukillios den Nehmenden gesehen („Denn von dem *Lucilius* oder *Lucillius* ... ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt“); die Prioritätsfrage wird heute meist anders entschieden: z. B. RIEDEL (1976) 197; SULLIVAN (1991) 85–93; HOLZBERG (2002) 29–30. 100–109; WATSON–WATSON (2003) 32; NISBET (2003) 34.

<sup>16</sup> GREWING (1997) 357–358 und WATSON–WATSON (2003) 288 vermuten hier eine Parodie auf die antike Praxis, Heilung von Krankheiten im Tempelschlaf zu finden. – Zum Motiv des ‚mörderischen Arztes‘ bei Lukillios vgl. auch AP 11, 114 und dazu BURNIKEL (1980) 57.

<sup>17</sup> GREWING (1997) 355; HOLZBERG (2002) 100–101. Dasselbe gilt auch für die Spätstellung der Eigennamen Andragoras und Hermocrates jeweils am Ende der beiden Pentameter.

<sup>18</sup> Zur „syntaktischen Realisation“ des Gedankengangs im Epigramm s. allgemein LAUSBERG (1982) 491–497.

antiken Epigramme nicht mehr unter sie subsumiert werden könnte<sup>19</sup>. Dies würde nicht nur für die Epigramme anderer Autoren gelten, sondern auch für zahlreiche Gedichte von Martial selbst. Weiter kann man fragen, ob ‚Erwartung‘ und ‚Neugier‘ immer die primären Reaktionen sind, die das Epigramm beim Leser zu wecken vermag, oder ob nicht, je nach Gattung, der Appell an andere *reader-responses*, wie beispielsweise die Amüsiertheit, im Vordergrund steht<sup>20</sup>.

Es soll hier aber nicht um die Frage gehen, ob und in welchem Maße LESSINGS an Martial entwickelte Epigrammtheorie auf Martial zutrifft oder nicht zutrifft. Vielmehr soll untersucht werden, ob die von LESSING vertretene These sich auf die Epigramme *anderer* Autoren übertragen läßt. In der modernen Forschung wird mit einer gewissen Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, daß die LESSINGSCHE Theorie auf das Griechische Epigramm nicht oder nur sehr eingeschränkt anwendbar sei. In der Tat hat LESSING seine Theorie nahezu ausschließlich an dem römischen Dichter entwickelt. In den ‚Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm‘ geht LESSING zwar auch kurz auf die Epigramme der Griechischen Anthologie ein, aber so, daß er den aus Martial zuvor gewonnenen Maßstab an sie heranträgt. Konsequenterweise lehnt er die meisten Epigramme der Anthologie als belanglose „Histörchen“<sup>21</sup> ab und lobt nur ganz wenige, die eine engere Verwandtschaft zu in seinem Sinne ‚typischen‘ Gedichten Martials aufweisen<sup>22</sup>. Dennoch lassen sich in der Griechischen Anthologie weit mehr Beispiele für ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘ finden als angenommen wird und als LESSING vielleicht selbst in Betracht gezogen hat. Offensichtlich hat LESSING trotz aller berechtigten Kritik und trotz aller Einschränkungen ein Strukturprinzip antiker Epigrammdichtung aufgedeckt, das über Martial hinaus auch für das griechische Epigramm und die lateinischen Epigramme der Spätantike von Bedeutung ist.<sup>23</sup>

Um diese These zu begründen, wird im Folgenden exemplarisch eine besondere Spielart des Epigramms untersucht, die sich sowohl in der griechischen als auch in der lateinischen Literatur findet, das ‚Räselepigramm“<sup>24</sup>. Es zeigt sich nämlich,

<sup>19</sup> Zur Kritik an LESSING in der jüngeren Forschung s. beispielsweise BARWICK (1959) 10–11; CITRONI (1969) 219–220; SULLIVAN (1991) 223–224.

<sup>20</sup> Vgl. CITRONI (1969) 226.

<sup>21</sup> LESSING ([1771] 1996) 432.

<sup>22</sup> Dazu RIEDEL (1976) 195–200. LESSING vermutete einen Einfluß Martials auf Lukillios; s. oben Anm. 15.

<sup>23</sup> So auch ERICH KÄSTNER ([1948] 1983) 323–324 über das Epigramm: „Es soll ‚Erwartung‘ wecken und pointierend ‚Aufschluß‘ geben. So hat es Lessing formuliert, und er hat es noch den größeren Meistern schwer angekreidet, wenn und sooft sie das Gesetz übertreten hatten. Das war keine Beckmesserei. Dieses Gesetz ist keine Spitzfindigkeit der Philologen, sondern es wohnt dem Epigramm inne ... Von Meleager und Martial bis zu Martins Marterl – das Gesetz wird von allen respektiert, auch von denen, die es gar nicht kennen. Ausnahmen bestätigen auch auf diesem Gebiet die Regel“; s. dazu KÖHNKEN (1993) 119 und 130 = ders. (2006) 226 und 237.

<sup>24</sup> Das Thema ist selten behandelt worden. Vgl. die sehr knappe Zusammenstellung bei FORSTER (1945) 42–47. Kurze, aber gute Bemerkungen bei LAUSBERG (1982) 358–361 ‚Rätsel und

daß auch viele Rätslepigramme strukturell nach dem Muster von ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘ funktionieren. Der formale Unterschied liegt darin, daß bei Rätslepigrammen der zweite Teil, der den ‚Aufschluß‘ bringt, nicht im Epigramm eingeschlossen ist, sondern erst während des Rezeptionsprozesses vom Leser selbst erbracht werden muß:

	‚Erwartung‘	‚Aufschluß‘
<b>Inscriptliches Epigramm</b>	Denkmal	Aufschrift
<b>Literarisches Epigramm</b>	1. Teil des Epigramms	2. Teil des Epigramms
<b>Rätslepigramm</b>	Epigramm	Leser

Das Rätslepigramm konfrontiert den Leser mit einem Problem und weckt auf diese Weise eine Haltung der ‚Erwartung‘. Die Lösung des Problems bzw. die Antwort auf die darin implizierte Frage, die den gewünschten ‚Aufschluß‘ gibt, ist im Rätslepigramm selbst normalerweise nicht enthalten<sup>25</sup>.

Als Beispiel kann das folgende in der *Anthologia Graeca* überlieferte Gedicht eines unbekanntens Autors dienen (AP 14, 41):

Μητέρ' ἐμὴν τίκτω καὶ τίκτομαι· εἰμὶ δὲ ταύτης  
 ἄλλοτε μὲν μείζων, ἄλλοτε μειότερη. (T BECKBY / BUFFIÈRE)

Meine Mutter gebäre ich und werde (von ihr) geboren. Ich bin  
 bald größer als sie, bald kleiner. (Ü KIRSTEIN)

Es drängen sich sofort zwei Fragen auf: *Wer spricht hier?* Und: *Wer kann zugleich jemanden gebären und von diesem geboren werden?* Die Lösung des Rätsels sind die kosmischen Größen ‚Tag‘ und ‚Nacht‘. Weil der Tag und die Nacht im Griechischen beide feminin sind (ἡ ἡμέρα, ἡ νύξ), wird ihre Tätigkeit als Gebärende ganz natürlich durch das Verbum τίκτω umschrieben.<sup>26</sup>

Orakel“. – Ein Silbenrätsel in einem inschriftlichen Grabepigramm aus dem 2. Jhd. n.Chr. aus Bithynien bei PEEK (1960) 227, Nr. 395 = PEEK (1955) 395, Nr. 1324 = MERKELBACH–STAUBER (2001) 172–173 (Nr. 09/05/17). Es handelt sich um die Verschlüsselung des Namens eines Verstorbenen: „Ob du es nun eilig hast, Fremdling, oder ob du dir Zeit läßt auf deiner Wanderung, bleib bei meinem Grabmal stehen, und du sollst meinen Namen erfahren, den ich mir nicht unkundig ausgesucht habe, als ich lebte. Neun Buchstaben habe ich, viersilbig bin ich, gib gut Acht: die drei ersten Silben enthalten jede zwei Buchstaben, die letzte drei, und fünf sind Konsonanten; ihre Summe ergibt fünf Hunderte plus zweimal sieben. Wenn du das herausgebracht und erkannt hast, wer der Schreiber ist, wirst du mit Recht ein Freund der Musen und ein Genosse der Weisheit heißen. Dies Denkmal aus Stein haben meine Hände noch zu meinen Lebzeiten im Lande des Terbos errichtet, das ich bewohne“ (Ü PEEK). Die Lösung ist in dem Satz über dem Epigramm enthalten und lautet ‚Διλίπορις‘ (4-10-30-10-80-70-100-10-200 = 514). Vgl. auch die römische Grabinschrift für den Schoßhund ‚Margarita‘ (CIL VI 29896), dazu FRINGS (1998) 93–96.

<sup>25</sup> S. jedoch unten S. 474f. zu AP 7, 422 (Leonidas von Tarent).

<sup>26</sup> Vgl. AP 14, 40. Die Vorlage lieferte vielleicht Theodectes von Phaselis, der im 4. Jahrhundert in seiner Tragödie *Ödipus* das Rätsel von Tag und Nacht brachte, s. Athenaios Deipn. 14, 75

GERO VON WILPERT definiert das Rätsel als eine „sprachlich-bildhafte Umschreibung eines nicht genannten Gegenstandes ..., durch dessen Eigenschaften in knapper Form mit der inneren Aufforderung an die Intelligenz der Leser oder Hörer, als Denkaufgabe und Scharfsinnsprobe die gemeinte Beziehung zur Wirklichkeit, die dem Fragesteller bekannt ist, zu erraten. Die ... Lösung kann durch bewußte Irreführung mittels Verschlüsselungsstrategien (Ambiguität, Metaphern, Personifikation, Vergleich, Paradoxie) verunklart oder erschwert werden“<sup>27</sup>. Blickt man von dieser Definition aus auf unser Epigramm zurück, so zeigt sich, daß hier in der Tat „verunklart“ wird und zwar gleich mit mehreren Mitteln: Erstens erscheinen die Lösungswörter ‚Tag‘ und ‚Nacht‘ personifiziert, wenn vom ‚Gebären‘ (τίκτειν) die Rede ist. Zweitens liegt eine Paradoxie in der Aussage ‚meine Mutter gebäre ich und werde (von ihr) geboren‘. Schließlich ist drittens auch Ambiguität gegeben. Denn das Finden der Lösungswörter ‚Tag‘ und ‚Nacht‘ wird dadurch erschwert, daß man in dem Sprecher der ersten Person sowohl den ‚Tag‘ als auch die ‚Nacht‘ sehen kann.

Bei WILPERT und in nahezu allen anderen Rätseldefinitionen findet sich das Element des ‚Verschlüsselns‘ bzw. ‚Verunklarens‘ wieder. Dies ist deshalb von Bedeutung, weil Rätsel damit von anderen gewöhnlichen Prüfungsaufgaben, wie beispielsweise Rechenaufgaben, abgegrenzt werden können<sup>28</sup>. TOMASEK spricht in Bezug auf Rätsel von „ungeregelten Prüfungsaufgaben“, weil solche Aufgaben in verschlüsselter Form dargeboten werden. Ihnen stehen die „geregelten Prüfungsaufgaben“ gegenüber, die unverschlüsselt sind wie etwa im Fall von mathematischen Aufgaben. TOMASEKS Definition lautet:

„Das Rätsel ist eine Textsorte, die einen Begriff (ein individuelles Objekt oder auch mehrere derselben), als Text verschlüsselt, zum Inhalt hat. Seiner Textfunktion (Illokution) nach stellt es eine Prüfungsfrage dar. Als ‚Verschlüsselung‘ gilt jede Form der Merkmalsangabe und Frageeinleitung, die den Anforderungen geregelter Prüfungsfragen zuwiderläuft. Das Rätsel ist *eine unregelmäßige Prüfungsfrage*, indem es in mindestens einem Falle die Bedingungen geregelter Prüfungsfragen durchbricht.“<sup>29</sup>

Versuche, das Wesen des Rätsels definatorisch zu erfassen, wurden bereits in der Antike selbst angestellt. Aristoteles geht in der *Poetik* kurz auf das Rätsel ein, und auch er hebt bereits als sein zentrales Wesensmerkmal die Strategie des Verschlüsselns und Verunklarens hervor<sup>30</sup>. Sein Schüler Klearchos hat eine eigene Schrift ‚Über

(451–452) *κάν τῷ Οἰδίποδι δὲ τῇ τραγῳδίᾳ τὴν νύκτα καὶ τὴν ἡμέραν εἶρηκεν αἰνιττόμενος* (p. 623 N): ‚εἰσι κασίγνηται διτταί, ὧν ἡ μία τίκτει / τὴν ἑτέραν, αὐτὴ δὲ τεκοῦσ' ὑπὸ τῆσδε τεκνοῦται.‘ Dazu OHLERT (1886) 85. 127–128 und FORSTER (1945) 43–44. Zu späteren Nachahmungen s. OHLERT (1898) 600 und TOMASEK (1994) 170 Anm. 80.

<sup>27</sup> WILPERT (2001) 657.

<sup>28</sup> Gundlegend TOMASEK (1994) 49–54. Zur Technik des ‚Verschlüsselns‘ s. TOMASEK (1994) 26–49.

<sup>29</sup> TOMASEK (1994) 53.

<sup>30</sup> *Poetik* 1458a26 αἰνίγματός τε γὰρ ἰδέα αὐτῆ ἐστὶ, τὸ λέγοντα ὑπάρχοντα ἀδύνατα συνάμειναι („Denn das Wesen des Rätsels besteht darin, unvereinbare Wörter miteinander zu verknüpfen und

das Rätsel‘ (Περὶ γρίφων) verfaßt, aus der umfangreiche Exzerpte bei Athenaios (um 200 n.Chr.) erhalten sind (Buch 10, 69–89)<sup>31</sup>. Die geläufigsten Ausdrücke für ‚Rätsel‘ sind im Griechischen αἴνος und αἴνιγμα, die ‚dunkle Rede‘, sowie γρίφος, was ursprünglich ‚(Fischer-)netz‘ bedeutet und wieder auf den Aspekt des ‚Verstrickens‘ und des ‚In die Irre Führens‘ hinweist. In der lateinischen Sprache werden sowohl das griechische Lehnwort *aenigma* als auch das metaphorische *scirpus* ‚(Binsen-)Geflecht‘<sup>32</sup> verwendet<sup>33</sup>.

Versucht man, sich einen ersten Überblick über das erhaltene Material zu verschaffen, ergibt sich das folgende Bild: Die meisten Räselepigramme griechischer Sprache finden sich, wie das oben zitierte Tag-Nacht-Gedicht, im vierzehnten Buch der *Anthologia Graeca*<sup>34</sup>. Das 14. Buch besteht aus insgesamt 150 Epigrammen, bei allen handelt es sich entweder um Orakel oder um Rätsel oder um mathematische Aufgaben<sup>35</sup>. Auffällig ist die Tatsache, daß die Räselepigramme des 14. Buches ohne Angaben eines Verfassernamens angeführt werden<sup>36</sup>. Als Erklärung für diese Anonymität kommt vor allem der volkssprachliche Ursprung des Rätsels in Frage. Dasselbe Phänomen läßt sich in verschiedenen Literatursprachen beobachten, nicht nur bei Räseln, sondern auch bei Witzen, Märchen und Liedern<sup>37</sup>. Auf das Problem der Datierung, das sich aus der Anonymität der Verfasser ergibt, gehe ich hier nicht näher ein.<sup>38</sup> Sicher datierbar ist dagegen eine Gruppe von Epigrammen, die sich im 7. Buch der Anthologie findet. Es handelt sich dabei um eine Sequenz von insgesamt acht Grabepigrammen mit räselhaften Symbolgegenständen (*AP* 7, 422–429)<sup>39</sup>. Diese Gedichte stammen von faßbaren Epigrammdichtern wie Leonidas von Tarent (422), Antipatros von Sidon (423–427), Meleagros von Gadara (428) und Alkaios von Messene (429). Der älteste der genannten Autoren, Leonidas von Tarent, lebte im ersten Drittel des 3. Jahrhunderts, der jüngste, Meleagros, zu Beginn des 1. Jahrhunderts v.Chr. Weitere vereinzelte Räselepigramme finden sich

hiermit gleichwohl etwas wirklich Vorhandenes zu bezeichnen“, Ü FUHRMANN 1986); vgl. auch Rhetorik 1405b4.

<sup>31</sup> Dazu SCHULTZ (1909) 1–22.

<sup>32</sup> Gellius, *Noctes Atticae* 12, 6, 1: *quae Graeci dicunt ‚aenigmata‘, hoc genus quidam ex nostris veteribus ‚scirpos‘ appellaverunt*; OLD 1706 s.v. ‚scirpus‘.

<sup>33</sup> Zur antiken Terminologie s. SCHULTZ (1914) 88–90 und 116; EHLERS (1867) zu αἴνιγμα und γρίφος; JOLLES (<sup>6</sup>1982) 144–145; TOMASEK (1994) 73–78 „Bedeutungsumfang der für ‚Rätsel‘ stehenden lateinischen und deutschen Ausdrücke des Mittelalters“; ThLL I s.v. *aenigma* 985–987, bes. 986 I.

<sup>34</sup> Zum 14. Buch der *Anthologia Graeca* s. BECKBY (<sup>2</sup>1965–1967) 4, 172–173; BUFFIÈRE (1970) 29–50, hier bes. 43–50; CAMERON (1970) 339–350.

<sup>35</sup> Die Anordnungsprinzipien behandeln BECKBY (<sup>2</sup>1965–1967) 4, 172 und BUFFIÈRE (1970) 44.

<sup>36</sup> CAMERON (1970) 341.

<sup>37</sup> Die Schwierigkeiten, die sich aus einer schematischen Einteilung in ‚Volksrätsel‘ und ‚Literarische Rätsel‘ ergeben, sind hervorgehoben bei TOMASEK (1994) 65–70.

<sup>38</sup> S. besonders CAMERON (1970) 339–350.

<sup>39</sup> Zu einem dieser Gedichte s. unten S. 474f.



an anderen Stellen des 7. Buches der Anthologie (AP 7, 311) sowie im 9. (AP 9, 121, 448, 781) und im 11. Buch (AP 11, 181–182, 230–231). Zusammen genommen kommt man auf einen Bestand von 82 Epigrammen, die ein Rätsel enthalten. Bei dieser Zählweise sind gemäß der oben gegebenen Definition solche Epigramme ausgenommen, die reine Aufgaben enthalten, ohne daß dem Leser die Lösung durch Verschlüsselung und Verunklarung erschwert wird<sup>40</sup>.

Wie lassen sich diese Epigramme systematisch erfassen und kategorisieren? Um diese Frage zu beantworten, ist es nützlich, zunächst einen Blick auf das Rätsel an sich zu werfen ohne Begrenzung auf die Textsorte Epigramm. Eine Möglichkeit der Systematisierung liegt in der Scheidung nach der Art des jeweiligen Gegenstandes. So gibt es Sinnrätsel – wie das oben zitierte Tag-Nacht-Gedicht AP 14, 41 – Buchstabenrätsel, Zahlenrätsel, Silbenrätsel und mythologische Rätsel, um nur die häufigsten Arten zu nennen. Eine zweite Möglichkeit der Kategorisierung liegt in der Beachtung der jeweiligen gesellschaftlichen und sozialen Funktion: Rätsel begegnen in kultisch-religiösen Kontexten, beispielsweise anlässlich von Götterfesten<sup>41</sup> und in Orakelsprüchen<sup>42</sup> oder auch bei geselligen Zusammenkünften. Athenaios berichtet, daß das Stellen und Lösen von Rätselaufgaben einen festen Platz im Symposion hatte<sup>43</sup>. Im Falle der spezifischen Form des Rätsels im Epigramm bietet sich neben den gerade genannten Kategorisierungen noch eine weitere Möglichkeit an: die Scheidung nach den kompositorischen und darstellungstechnischen Eigenheiten der Epigramme. So gibt es Rätselepigramme, in denen der zu erratende Gegenstand in der ersten Person spricht (*Ich-bin-Typ*). In anderen Epigrammen wird der Rätselgegenstand durch einen in der ersten Person sprechenden fiktiven Beobachter eingeführt. Diesen Typ nennt TOMASEK den *Ich-sah-Typ*<sup>44</sup>. In wieder anderen Epigrammen wird der Rätselgegenstand in der dritten Person beschrieben.

Das früheste sicher bezeugte Rätselepigramm der *Anthologia Graeca* stammt von Leonidas von Tarent (AP 7, 422). Es eröffnet die oben erwähnte Sequenz von acht motivisch zusammenhängenden Grabepigrammen<sup>45</sup>. In diesen Gedichten geht

<sup>40</sup> S. oben Seite 472.

<sup>41</sup> Athenaios 10, 451b enthält ein Fragment aus der Komödie *Theseus* des Diphilos, in dem drei Samierinnen während eines Adonis-Festes Rätsel lösen (frgm. 49, KASSEL-AUSTIN PCG V p. 79–80); s. OHLERT (1886) 47.

<sup>42</sup> OHLERT (1886) 48–52. Orakel und Epigramm berühren sich in der Kürze. Cicero nennt rep. 5, 1 die Kürze ein Kennzeichen des Orakels. Die meisten Orakel sind nicht im elegischen Distichon, sondern im reinen Hexameter als typischem Versmaß gehalten. Das 14. Buch der *Anthologia Graeca* enthält u. a. Orakelsprüche aus Herodots Historien, z. B. AP 14, 69 (Her. 1, 65: Orakel für Lykurg) und AP 14, 79 (Her. 1, 85: Orakel für Kroisos über die Stummheit seines Sohnes).

<sup>43</sup> Athenaios 10, 69, 448e. LAUSBERG (1982) 358: „Seinen Sitz im Leben hatte das Rätsel vor allem beim Symposion“. OHLERT (1886) 60–67, 208–218. S. auch unten zu Symposius, S. 477f.

<sup>44</sup> TOMASEK (1994) 111.

<sup>45</sup> Zu dieser Sequenz s. GOLDHILL (1994) 197–223; GUTZWILLER (1998) 267–274; MEYER (2005) 121–124.

es um das Erraten und Deuten von symbolischen Gegenständen, die sich auf einer imaginierten Grabstele befinden<sup>46</sup>.

Das Epigramm des Leonidas lautet:

Τί στοχασώμεθά σου, Πεισίστρατε, Χῖτον ὀρῶντες  
 γλυπτὸν ὑπὲρ τύμβου κείμενον ἀστράγαλον;  
 ἦ ῥά γενὴν ὅτι Χῖτος; ἔοικε γάρ. ἦ ῥ' ὅτι παίκτης  
 ἦσθά τις, οὐ λίην δ', ὠγαθέ, πλειστοβόλος;  
 ἦ τὰ μὲν οὐδὲ σύνεγγυς, ἐν ἀκρήτῳ δὲ κατέσβης  
 Χίψ; ναὶ δοκέω, τῷδε προσηγγίσασμεν. (AP 7, 422 = GOW-PAGE 22)

Was sollen wir schließen, Peisistratos, wenn wir auf deinem  
 Grabmal liegend einen Chier eingemeißelt sehen als Wurf?  
 Daß Du von Herkunft ein Chier bist? So scheint es nämlich. Oder daß Du ein  
 Spieler warst, und dir, mein Lieber, keine hohen Würfe gelingen wollten?  
 Oder ist dies auch nicht naheliegend: vielmehr starbst du an ungemischtem Chier-  
 Wein? Ja, ich glaube damit bin ich jetzt der Sache nahegekommen. [Ü KIRSTEIN]

Bei dem Gegenstand, dessen Bedeutung hier verschlüsselt ist, handelt es sich um einen Würfel (ἀστράγαλος), der so dargestellt ist, daß er die als ‚Chier‘ bezeichnete Wurfseite zeigt.<sup>47</sup> Der Witz liegt darin, daß der ‚Chier‘ den Wurf mit dem geringsten Wert repräsentiert, der Eins auf unseren sechsseitigen Würfeln vergleichbar.

Ähnlich wie das Tag-Nacht-Epigramm AP 14, 41 ist das Gedicht in der ersten Person gehalten. Anders als dort spricht hier aber nicht der zu erräselnde Gegenstand selbst, sondern ein fiktiver Betrachter. Damit gehört es zum *Ich-sah-Typ* im Gegensatz zum *Ich-bin-Typ*. Das Leonidas-Gedicht intensiviert die Involvierung des Lesers dadurch in besonderer Weise, daß der Verfasser sich in die Rolle des Lesers versetzt und damit dessen Bemühen um die Deutung des rätselhaften Würfels anbahnt. Dabei bleibt offen, ob der Verfasser die Lösung fördern oder erschweren will.<sup>48</sup>

<sup>46</sup> Solche Symbole sind auch für reale Grabmonumente bezeugt, s. PFUHL (1905) 47–96. 123–155, hier bes. 57; PFUHL-MÖBIUS, Bd. 2 (1979) 585 s.v. ‚Astragale‘; v. HESBERG (1988) 309–365 [u.a. zu Lilie, Alpha, Peitsche und Bogen]; SCHMIDT (1991) 139–141 zu abstrakten Symbolen. S. auch PEEK (1960) 248, Nr. 433 = PEEK (1955) 569, Nr. 1881: „Schon der anmutige Stein zeigt eine elegante Frau. Wer ist sie? – Die Inschrift in Versen zeigt es an: Menophila. – Und weswegen ist auf dem Stein eine Lilie eingemeißelt, ein A, ein Buch und ein Wollkorb und dazu noch ein Kranz? – Gewiß zeigt das Buch Bildung an, der Kranz, den sie einst auf dem Kopfe trug, ihr Amt, daß sie einziges Kind war, die Eins. Züchtiger Tugend Zeichen ist der Korb, die Blume zeigt ihre Jugend an, die der Dämon als Beute davontrug. – Leicht möge dir rings die Erde werden, wenn du so gelebt hast. Doch ohne Kind, ach, sind nun die Eltern, denen du nichts als Tränen hinterließest“ (Ü Peek).

<sup>47</sup> LSJ 1993 s.v. Χῖτος II „the worst throw of the dice“ und Suppl. 313. Vgl. z. B. AP 7, 427, 6; Poll. 9, 100. Der Astragalos hat eine konvexe (3 Punkte), eine konkave (4 P.) und zwei glatte Seiten (1 P.).

<sup>48</sup> Treffend MEYER (2005) 121: „In den übrigen [sc. *Gedichten*, wie auch 7, 422] spiegelt sich das Denkmal in den Gedanken eines fiktiven Betrachters. Das Epigramm stellt dann den Prozeß des Ratens selbst dar.“

In den ersten beiden Versen richtet der Betrachter an den Verstorbenen Peisistratos die Frage nach der symbolischen Bedeutung des Würfels. In den folgenden vier Versen bietet er dann selbst nicht nur eine, sondern gleich drei Lösungsvorschläge an: der Verstorbene könnte (1.) aus Chios stammen (γενὴν ... Χῖος)<sup>49</sup>, er könnte (2.) ein glückloser Spieler (παίκτης) gewesen sein, dem immer nur niedrige Würfe gelingen wollten (οὐ λίην ... πλειστοβόλος)<sup>50</sup> und er könnte (3.) an ungemischtem Wein aus Chios (ἀκρήτω ... Χίῳ) gestorben sein. Die drei Lösungsvorschläge stehen nicht auf einer Ebene, sondern sie sind unterschiedlich gewichtet. Es bleibt zu fragen, warum der fiktive Betrachter gerade der dritten Lösung besonderes Gewicht einräumt: er stellt sie betont an den Schluß, gibt ihr mehr Raum als den beiden anderen Möglichkeiten, formuliert sie als Aussage und nicht als Frage und qualifiziert sie schließlich durch das affirmative καὶ δοκέω, ‚Ja, ich glaube‘. Es ist aber nicht davon auszugehen, daß er damit die definitive Lösung des Rätsels bietet. Vielmehr entsteht der Eindruck, daß der Hörer nur noch weiter in die Irre geführt werden soll.

Blickt man von diesem Epigramm zurück auf die LESSINGSCHE These, so erkennt man auch hier die Zweiteilung in ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘. Die ersten beiden Verse stellen ein Rätsel, die folgenden vier Verse enthalten den Versuch, eine Lösung zu finden. Dieses Epigramm unterscheidet sich aber insofern von dem Tag-Nacht-Epigramm, als es ein Rätsel nicht nur stellt, sondern auch Lösungen anbietet. Es ist ihm jedoch zugleich auch ähnlich, weil durch die Vielzahl der Lösungsmöglichkeiten der Leser doch wieder zum Mit- und Weiterdenken angeregt wird. Auch wenn der Sprecher die dritte Lösung (Tod durch ungemischten Chierwein) zu favorisieren scheint, so bleibt der Leser dennoch unsicher, weil er am Ende selber entscheiden muß, welchen der Lösungsvorschläge er für den richtigen halten soll. Die Verunsicherung des Lesers wird dadurch noch weiter gesteigert, daß die Zurwahlstellung von drei möglichen Lösungen die Existenz von weiteren, vierten und fünften Lösungsmodellen suggeriert.

Das nächste Beispiel ist ein anonym überliefertes Gedicht aus dem 14. Buch der *Anthologia Graeca* (AP 14, 18):

Ἔκτορα τὸν Πριάμου Διομήδης ἔκτανεν ἀνὴρ  
 Αἴας πρὸ Τρώων ἔγχρῃ μαρνάμενον. (T BECKBY)  
 μαρνάμενον con. BRUNCK    μαρνάμενος Ms

Dieser auf den ersten Blick simpel angelegte Zweizeiler ist, anders als die bisherigen Beispiele, nicht in der ersten, sondern in der dritten Person gehalten. Dennoch

<sup>49</sup> Die Form γενή für γενεά / -νεή ist noch in Kallimachos frgm. 241 (Pf.) und Herondas 2, 1 belegt; s. ausführlich HEADLAM-KNOX (1966) 70–71.

<sup>50</sup> Das Adjektiv πλειστοβόλος nur hier; s. GOW-PAGE (1965) 2, 332 *ad locum*. Mit πλειστοβολίνδα bezeichnete man eine Variante des Würfelspiels, in der es um die addierte Höchstzahl mehrerer Würfe ging (Pollux 9, 95); s. LSJ 1414 s.v. ‚πλειστοβολέω‘ u. a.

gelingt es dem Autor, den Leser zu involvieren und auf kürzestem Raum große Verwirrung zu darüber stiften, wie der Text zu lesen und zu verstehen ist.

Nach den einführenden Worten Ἔκτορα τὸν Πριάμου erwartet der Leser im Folgenden die Namen weiterer Helden des Kampfes um Troja. Das folgende Διομήδης wird er deshalb zunächst als den Nominativ des Helden Diomedes, des Sohnes des Tydeus, auffassen. Dasselbe gilt für das Αἴας am Anfang des Pentameters. Da diese Art, den Text zu lesen, aber weder syntaktisch noch inhaltlich zu einem sinnvollen Ergebnis führt, wird der Rezipient gezwungen, gegen die vom Text selbst zunächst suggerierte Richtung vorzugehen. Denn Διομήδης kann alternativ auch als der Genitiv von Διομήδη aufgefaßt werden. So heißt Achills Geliebte in der Ilias (Il. 9, 665), und Achill ist ja auch tatsächlich derjenige, der Hektor umbringt<sup>51</sup>. Auf ähnliche Art und Weise löst sich auch die zweite dunkle Stelle des Gedichts. Denn Αἴας darf hier nicht als der Nominativ des Anführers der Salaminier vor Troja aufgefaßt werden, sondern muß als der Genitiv von αἶα, ‚Land‘, verstanden werden.<sup>52</sup> Das Gedicht lautet dann in sinnvoller Lesung folgendermaßen:

Hektor, den Sohn des Priamos, tötete der Mann der Diomede [i. e. Achill],  
als er für das Land der Troer mit der Lanze kämpfte. (Ü KIRSTEIN)

Das Gedicht weist auf kürzestem Raum die für das Rätsel typischen Strategien der Verdunkelung, Irreführung und Ambiguität auf und veranlaßt so den Leser, die geweckte ‚Erwartung‘ durch eigenes Nachdenken sinnstiftend zu befriedigen.<sup>53</sup>

Ich schließe mit einem Beispiel aus der Spätantike und kehre dabei zur lateinischen Literatur zurück. Gegen Ende des 4. oder zu Beginn des 5. Jahrhunderts verfaßte ein als Symphosius (oder Symposius) bekannter Autor eine Sammlung von 100 (oder 99) Rätseln<sup>54</sup>. Diese Rätsel sind in epigrammatischer Form verfaßt und zwar ausnahmslos als dreizeilige Hexameter. Die Themen sind dem Alltagsleben entnommen, typische Rätselgegenstände sind Tiere und Pflanzen, aber auch

<sup>51</sup> Vgl. dazu die Bemerkung bei Eustathios Il. 5, 703: ... ὃν οὐκ ἀνεῖλεν ὁ Διομήδης, τὸ ,τὸν κτάνε Διομήδης ἀνὴρ'. Διομήδης γὰρ ἀνὴρ ἐν τῷ τοιοῦτῳ αἰνίγματι ὁ Ἀχιλλεύς, οὐπὲρ παλλακὴ ἦν ἡ Διομήδη (VAN DER VALK II p. 176) – Dasselbe Spiel mit Διομήδης und Διομήδη noch AP 16, 29: Εἶ τινα πάποτ' ἄκουσας Ἐνυαλίου φίλον υἱὸν / καὶ κρατερόν δυνάμει καὶ θαρσαλέον πολεμίζειν, / Ἔκτορα τὸν Πριάμοιο νόει μόνον γεγενῆσθαι, / ὃν ποτε μαρνάμενον Διομήδης ἔκτανεν ἀνὴρ, / αἴας πρὸ Τρώων Δαναοῖσι μάχην προφέροντα / ὃν καὶ τῆδε θανόντα τάφος ὄδε ἀμφικαλύπτει.

<sup>52</sup> Vgl. BUFFIÈRE (1970) 57 mit Anm. 2 und 3.

<sup>53</sup> Ich folge mit BECKBY der Konjektur von BRUNCK μαρνάμενον in Anlehnung an AP 16, 29 (s. oben Anm. 51). Akzeptiert man das handschriftlich überlieferte μαρνάμενος, muß man dieses auf Achill (Διομήδης ἀνὴρ) beziehen und πρὸ entsprechend nicht übertragen (,für / zum Schutze von'), sondern lokal (,vor') auffassen; s. BUFFIÈRE (1970) 57.

<sup>54</sup> Zu Symphosius s. OHL (1932) 209–212; BRULE (1934) *passim*; BERNT (1968) 115–118, s. auch 40–41; SMOLAK (1989) 249–252 (§ 548) mit weiterer Lit.; TOMASEK (1994) 141–145. – Zu den unterschiedlichen Datierungsversuchen, die vom 3. bis zum 6. Jahrhundert reichen, s. SMOLAK (1989) 251. Die divergent überlieferte Namensform *Symphosius / Symposius* behandeln DE MARCO (1968) 150 und SMOLAK (1989) 250–251 (§ 548 A). S. auch Anm. 57.

unbelebte Dinge wie etwa der Türschlüssel, der kleine Maße mit großer Wirkung verbindet, oder die Wolke, die am Tag die Dunkelheit der Nacht herbeibringt.<sup>55</sup> Rätsel mit christlichem oder erotischem Inhalt sowie mathematische Aufgaben sind nicht enthalten<sup>56</sup>. In formaler Hinsicht handelt es sich bei allen Gedichten um Stücke, in denen der verrätselte Gegenstand selbst in der ersten Person spricht (*Ich-bin-Typ*). In der Einleitung gibt Symphosius an, die Gedichte spontan während eines Gastmahls an den Saturnalien verfaßt zu haben<sup>57</sup>. Auch hier begegnet also die Verbindung von Symposion, Epigramm und Rätsel<sup>58</sup>.

Ein typisches Beispiel für den Stil des Symphosius ist das in der Sammlung als Nr. 44 geführte Gedicht:

*Mordeo mordentes, ultro non mordeo quemquam;  
Sed sunt mordentem multi mordere parati.  
Nemo timet morsum: dentesque non habeo ullos.*<sup>59</sup> (ed. GLORIE, p. 665)

2 mordentem <me> multi con. Glorie contra metrum

Ich beiße die Beißer, von mir aus beiße ich niemanden;  
Aber es sind viele bereit mich, den Beißer, zu beißen.  
Niemand fürchtet meinen Biß: denn ich habe keine Zähne. (Ü KIRSTEIN)

Die Wirkung des Gedichts beruht auf dem Paradoxon vom gegenseitigen Beißen. Der Gegenstand, der sich hier selbst vorstellt, beißt und wird zugleich gebissen. Sprachlich herausgestellt ist dies durch ein sechsfaches Polypoton, das sich auf nur drei Zeilen verteilt: *mordeo ... mordentes ... mordeo ... mordentem ... mordere ... morsum*. Eine Steigerung erfährt die dadurch erzeugte Verwirrung noch durch ein weiteres Paradoxon: Niemand fürchtet den Gegenstand, denn er hat gar keine Zähne. Die Lösung des Rätsels ist die Zwiebel (lateinisch *caepa*). Die Strategie der Irreführung und Verschlüsselung beruht hier darauf, daß die Zwiebel durch das Verbum *mordere*, '(mit den Zähnen) beißen'<sup>60</sup>, personifiziert wird, so daß der Leser zunächst an ein gefährliches Tier oder an einen aggressiven Menschentyp denkt. Erst wenn man *mordere* übertragen auffaßt, findet man den Rätselgegenstand<sup>61</sup>.

<sup>55</sup> Der Schlüssel (*clavis*): Nr. 4, die Wolke (*nebula*): Nr. 8.

<sup>56</sup> Die Autorschaft von Gedicht Nr. 96 ist umstritten. Es ist das einzige Rätsel mathematischen Inhalts und fehlt im *Codex Salmasianus*; dazu SMOLAK (1989) 250 (§ 548 A).

<sup>57</sup> P. 621 GLORIE. Deshalb wohl auch die Namensvariante ‚*Symphosius*‘, s. oben Anm. 54.

<sup>58</sup> Dazu oben S. 9.

<sup>59</sup> Der dritte Hexameter des Gedichts ist teilweise korrupt und metrisch unrichtig überliefert; s. den *apparatus criticus* von GLORIE. OHL (1932) 211 nimmt Personenwechsel in Kauf: ‚*dentes quia non habet ullos*‘.

<sup>60</sup> Zur Grundbedeutung von *mordere* s. OLD 1133 s.v., hier bes. unter 1 ‚*to wound with the teeth (beak), bite*‘.

<sup>61</sup> Die Rätselsammlung des Symphosius errang im Mittelalter große Beliebtheit, wie sich aus der großen Anzahl erhaltener Handschriften und aus den zahlreichen Nachahmungen, beispielsweise durch Alkuin, erschließen läßt. Dazu BERNT (1968) 117–118. 201 (zu Alkuin); SMOLAK (1989) 252 (§ 548 B) mit Literatur.

Die vorgestellten Überlegungen versuchten aufzuweisen, daß die LESSINGSCHHE Theorie von ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘ entgegen einer verbreiteten Meinung über Martial hinaus auch für das Verständnis anderer Epigramme fruchtbar gemacht werden kann. Es zeigte sich am Beispiel des Räselepigramms, daß die Zweiteilung in ‚Erwartung‘ und ‚Aufschluß‘ die Struktur dieser Gedichte adäquat beschreibt. Als Nebenergebnis hat sich zudem ergeben, daß man in den Räselepigrammen verschiedene darstellungstechnische Varianten ausmachen kann – wie den *Ich-sah-* oder den *Ich-bin-Typ* –, die zu unterschiedlichen Intensitäten der Leserinvolverung führen. Noch ein anderer Aspekt des Räselepigramms ist von Interesse. Man kann sagen, das Wesen des Epigramms bestehe darin, eine reale Antwort auf eine imaginierte Frage zu geben: *Wer ist unter diesem Grabmonument begraben? Wer hat diesen Weihgegenstand gestiftet und aus welchem Grund?* Solche und ähnliche Fragen bilden in der Tat die Voraussetzung für nahezu alle Grab- und Weihepigramme. Im Falle des Räselepigramms verhält es sich allerdings geradezu umgekehrt: hier stellt das Epigramm mit dem Räsel eine reale Frage, die Antwort dagegen bleibt der Imagination des Hörers überlassen.

*Anhang: Die ‚Reader-response-theory‘*

In ihrer Studie zum Einzeldistichon bemerkt MARION LAUSBERG, daß die LESSINGSCHHE Sichtweise in soweit sehr modern ist, als sie mit den Kategorien ‚Aufschluß‘ und ‚Erwartung‘ von der Wirkung des Epigramms auf den Leser ausgeht<sup>62</sup>. Tatsächlich gehört die aktive Rolle des Lesers zu den viel diskutierten Themen im aktuellen literaturwissenschaftlichen Diskurs, im englischsprachigen Bereich als ‚Reader-response-theory‘ bekannt<sup>63</sup>.

Zugrunde liegt die Überzeugung, daß „literarische Texte sich erst in einer Leseerfahrung manifestieren und daß daher der Leser in das Zentrum des Interesses treten sollte“ (TH. A. SCHMITZ)<sup>64</sup>. Gedacht ist hier nicht in erster Linie an den konkreten, empirisch nachweisbaren Leser, sondern an den „impliziten Leser als Konstrukt der Rezeptionsästhetik . . . , der den Text komplett und adäquat aufnimmt, durch offene Leer- oder Unbestimmtheiten im Text involviert wird und sie nach eigenen Vorstellungen ausfüllt“ (GERO VON WILPERT)<sup>65</sup>. Natürlich hängt die potentielle Rolle des Lesers, das Maß seiner Aktivität, von verschiedenen Faktoren ab: Da ist zunächst das literarische und sonstige Vorverständnis des Lesers zu bedenken, seine ‚Bildung‘ und seine generelle Fähigkeit, auf den gelesenen Text zu

<sup>62</sup> LAUSBERG (1982) 84. Vgl. auch MEYER (2005) 9.

<sup>63</sup> Überblickte geben OTTO (2001) 170–184 und SCHMITZ (2002) 100–110. Aus der umfangreichen Literatur zum Thema s. beispielsweise ISER (<sup>3</sup>1990) *passim*. Speziell zum griechischen Epigramm MEYER (1993) 161–175 und MEYER (2005) 9–16.

<sup>64</sup> SCHMITZ (<sup>2</sup>2002) 101.

<sup>65</sup> WILPERT (<sup>8</sup>2001) 462.

reagieren. Ein weiterer, nicht minder wichtiger Faktor ist die Beschaffenheit des gelesenen Textes. Man kann hier zwischen ‚geschlossenen‘ und ‚offenen‘ Texten unterscheiden: Je offener ein Text ist, desto größer ist auch die (potentielle) Rolle des aktiven Lesers; je geschlossener ein Text ist, desto geringer sind die Möglichkeiten der Ergänzung durch den Leser<sup>66</sup>. Die einzelnen Stellen eines Textes, die im genannten Sinne ‚offen‘ sind, möchte ich in Anschluß an Iser und andere als ‚Leerstellen‘ bezeichnen<sup>67</sup>.

Die ‚Reader-response-theory‘ erweist sich auch als fruchtbar für die Analyse von Epigrammen. Ihre Kürze läßt von vornherein erwarten, daß sich gerade in dieser Gattung besonders viele Gelegenheiten für ‚Leerstellen‘ bieten, die vom Leser in einem kreativen Rezeptionsprozeß gefüllt werden müssen (*Wer spricht? Über welchen Gegenstand? An wen richtet sich das Epigramm? Wann wurde es verfaßt? Bezieht es sich auf ein Monument? Und wenn ja, auf welches?*). Die Anzahl möglicher Leerstellen wuchs historisch betrachtet in dem Maße, in dem das Epigramm sich von der tatsächlichen Aufschrift zum literarischen Kleingedicht weiterentwickelte. Im Laufe dieses Prozesses, der im 4. Jahrhundert v.Chr. einsetzte, verlor das Epigramm seinen ursprünglichen Kontext, die Grabinschrift ihr Grabdenkmal und die Weihinschrift ihr zugehöriges Weihgeschenk. Der Leser muß nun, da er das Monument nicht sieht und auch gar nicht sehen kann, dieses in Gedanken ergänzen. Es ist längst beobachtet worden, wie Kallimachos und andere hellenistische Dichter den Verlust des ursprünglichen Kontextes genutzt und in ein literarisches „Ergänzungsspiel“ (BING) mit dem Leser umgemünzt haben<sup>68</sup>.

#### *Literatur*

- BARWICK, K., *Martial und die zeitgenössische Rhetorik*, Berlin 1959 (Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse 104, 1).
- BECKBY, H., *Anthologia Graeca. Griechisch-Deutsch*, 4 Bde, München <sup>1</sup>1957–1958. <sup>2</sup>1965–1967.
- BERNT, G., *Das lateinische Epigramm im Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter*, München 1968 (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 2).
- BING, P., *Ergänzungsspiel in the Epigrams of Callimachus*, A&A 41 (1995) 115–131.
- BRECHT, F. J., *Motiv- und Typengeschichte des griechischen Spottepigramms*, Leipzig 1930.
- BRULE, J., *Les énigmes de Symphosius*, Diss. Brüssel 1934.

<sup>66</sup> OTTO (2001) 175.

<sup>67</sup> ISER (<sup>3</sup>1990) 267–280; STANZEL (1995) 203ff.

<sup>68</sup> BING (1995) 116 und *passim*; s. auch KÖHNKEN (1973) zur Technik des Kallimachos.

- BUFFIÈRE, F., *Anthologie Grecque. Première partie: Anthologie Palatine, Tome XII (Livres XIII–XV)*, Paris 1970.
- BURNIKEL, W., *Untersuchungen zur Struktur des Witzepigramms bei Lukillios und Martial*, Wiesbaden 1980 (Palingenesia 15).
- BUSCH, St., *Versus Balnearum. Die antike Dichtung über Bäder und Baden im römischen Reich*, Stuttgart 1999.
- CAMERON, A., *Michael Psellos and the Date of the Palatine Anthology*, GRBS 11 (1970) 339–350.
- , *The Greek Anthology from Meleager to Planudes*, Oxford 1993.
- CITRONI, M., *La teoria Lessinghiana dell'epigramma e le interpretazioni moderne di Marziale*, Maia 21 (1969) 215–243.
- DOLDERER, A., *Über Martials Epigramme auf Ärzte*, Diss. Tübingen 1933.
- ECO, U., *Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten. Aus dem Italienischen von H.-G. Held*, München <sup>2</sup>1994 (<sup>1</sup>1987) [ital. Orig. Mailand 1979].
- EHLERS, J., *Αἴνιγμα et γρίφος*, Diss. Bonn 1867.
- EISMANN, W. – GRZYBEK, P. (Hrsgg.), *Semiotische Studien zum Rätsel*, Bochum 1987.
- FORSTER, E. S., *Riddles and Problems from the Greek Anthology*, G&R 14 (1945) 42–47.
- FRANÇON, M., *Ausonius' Riddle of the Number Three*, Speculum 18 (1943) 247–248.
- FRINGS, I., *Mantua me genuit. Vergils Grabepigramm auf Stein und Pergament*, ZPE 123 (1998) 89–100.
- GERLACH, O., *De Martialis Figurae ἀπροσδόκητον quae vocatur usu*, Diss. Jena 1911.
- GLORIE, F., *Variae collectiones aenigmatum Merovingicae aetatis (pars altera)*, Turnhout <sup>2</sup>1968 (CCL 133A).
- GOLDHILL, S., *The Naive and Knowing Eye: Ecphrasis and the Culture of Viewing in the Hellenistic World*, in: S. Goldhill, R. Osborne (Hrsgg.), *Art and Text in Ancient Greek Culture*, Cambridge 1994, 197–223.
- GOW, A. S. F. – PAGE, D. L., *The Greek Anthology: Hellenistic Epigrams*, 2 Bde, Cambridge 1965.
- GREWING, F., *Martial, Buch VI. Ein Kommentar*, Göttingen 1997.
- GUTZWILLER, K. J., *Poetic Garlands. Hellenistic Epigrams in Context*, Berkeley 1998.
- HEADLAM, W. – KNOX, A. D., *Herodas. The Mimes and Fragments*, Cambridge 1966.
- HERDER, J. G., *Sämtliche Werke*. Hrsgg. von B. Suphan, Bd. 15, Berlin 1888 (ND Hildesheim 1967).
- HERZOG, R. (Hrsg.), *Handbuch der lateinischen Literatur der Antike, Bd. 5 (VIII.5): Restauration und Erneuerung. Die lateinische Literatur von 284 bis 374 n. Chr.*, München 1989 (HLL 5).



- HESBERG, H. v., Bildsyntax und Erzählweise in der hellenistischen Flächenkunst, *JDAI* 103 (1988) 309–365.
- HOLZBERG, N., *Martial und das antike Epigramm*, Darmstadt 2002.
- ISER, W., *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München <sup>4</sup>1994.
- JACKSON, R., *Doctors and Diseases in the Roman Empire*, Normann – London 1988.
- JOLLES, A., Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz, Tübingen <sup>6</sup>1982.
- KÄSTNER, E., Kurz und bündig. Epigramme, in: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, Zürich 1983. [zuerst 1948]
- KÖHNKEN, A., Schlußpointe und Selbstdistanz bei Kallimachos, *Hermes* 101 (1973) 425–441, auch in: A. Köhnken, *Darstellungsziele und Erzählstrategien in antiken Texten*. Hrsgg. von A. Bettenworth, Berlin 2006, 210–225.
- , Gattungstypik in kallimacheischen Weihepigrammen, in: J. Dalfen, G. Petersmann, F. F. Schwartz (Hrsgg.), *Religio Graeco-Romana*. FS W. Pötscher, Graz 1993, 119–130, auch in: A. Köhnken (2006, wie oben), 226–237.
- KRUUSE, J., L'originalité artistique de Martial. Son style, sa composition, sa technique, *C&M* 4 (1941) 248–300.
- LAUSBERG, M., *Das Einzeldistichon. Studien zum antiken Epigramm*, München 1982.
- LESSING, G. E., *Werke*, Bd. 5: *Literaturkritik. Poetik und Philologie*, Darmstadt 1996.
- MANS, M. H., Humour, Health and Disease in Martial, *Akroterion* 39 (1994) 105–120.
- MARCO, M. DE., *Tatuini opera omnia. Ars Tatuini*, Turnhout 1968 (CCL 133).
- MERKELBACH, R. – STAUBER, J., *Steinepigramme aus dem griechischen Osten*, Bd. 2: *Die Nordküste Kleinasiens (Marmarameer und Pontos)*, München 2001.
- MEYER, D., Die Einbeziehung des Lesers in den Epigrammen des Kallimachos, in: M. A. Harder, R. F. Regtuit, G. C. Wakker (Hrsgg.), *Callimachus*, Groningen 1993, 161–175.
- , *Inszeniertes Lesevergnügen. Das inschriftliche Epigramm und seine Rezeption bei Kallimachos*, Stuttgart 2005.
- NISBET, G., *Greek Epigram in the Roman Empire. Martial's Forgotten Rivals*, Oxford 2003.
- OHL, R. T., Symphosius and the Latin Riddle, *The Classical Weekly* 25 (1932) 209–212.
- OHLERT, K., *Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen*, Berlin 1886 (ND Hildesheim 1979).
- , Zur antiken Rätselpoesie, *Philologus* 57 (1898) 596–602.
- OTTO, I.-D., Art. „Leser“, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsgg. von G. Ueding, Bd. 5, Tübingen 2001, 170–184.
- PEEK, W., *Griechische-Versinschriften*, Bd. 1: *Grab-Epigramme*, Berlin 1955.
- , *Griechische Grabgedichte. Griechisch und Deutsch*, Darmstadt 1960.

- PFUHL, E., Das Beiwerk auf den ostgriechischen Grabreliefs, *JDAI* 20 (1905) 47–96. 123–155.
- PFUHL, E. – MÖBIUS, H., Die ostgriechischen Grabreliefs, 4 Bde, Mainz 1977–1979.
- PRINZ, K., *Martial und die griechische Epigrammatik*, Wien 1911.
- PUCCI, P., *Enigma, segreto, oracolo*, Pisa 1996 (*Filologia e critica* 77).
- REITZENSTEIN, R., *Epigramm und Skolion. Ein Beitrag zur Geschichte der alexandrinischen Dichtung*, Giessen 1893.
- RIEDEL, V., *Lessing und die römische Literatur*, Weimar 1976.
- SCHMIDT, S., *Hellenistische Grabreliefs. Typologische und chronologische Beobachtungen*, Köln 1991.
- SCHMITZ, TH. A., *Moderne Literaturtheorie und antike Texte. Eine Einführung*. Darmstadt 2002.
- SCHULTZ, W., *Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise. Gesammelt und bearbeitet, Teil 1: Die Rätselüberlieferung, Teil 2: Erläuterungen zur Rätselüberlieferung*, Leipzig 1909–1912.
- , Art. „Rätsel“, in: *RE II 1 A*, Stuttgart 1914, 62–125.
- SEELBACH, W., Art. „Epigramm“, in: *Lexikon des Hellenismus*. Hrsgg. von H. H. Schmitt und E. Vogt, Wiesbaden 2005, 276–280.
- SIDER, D., *The Epigrams of Philodemos. Introduction, Text, and Commentary*, Oxford 1997.
- SMOLAK, K., Art. „Symphosius“, in: *HLL* 5 (1989) § 548.
- STANZEL, F. K., *Theorie des Erzählens*, Göttingen <sup>6</sup>1995 (<sup>1</sup>1979).
- SULLIVAN, J. P., *Martial. The Unexpected Classic. A Literary and Historical Study*, Cambridge 1991. 2004.
- TOMASEK, T., *Das deutsche Rätsel im Mittelalter*, Tübingen 1994.
- WALTER, U., *M. Valerius Martialis. Epigramme. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert*, Paderborn 1996 (UTB).
- WATSON, L. – WATSON, P., *Martial. Select Epigrams*, Cambridge 2003.
- WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, U. VON, *Hellenistische Dichtung in der Zeit des Kallimachos*, 2 Bde, Berlin 1924.
- WILPERT, G. VON, *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart <sup>8</sup>2001.
- WITKOWSKI, L., *Antike Einflüsse auf das deutsche Rätsel*, *Philologus* 119 (1975) 98–125.